

ROTBUCH

AKOS DOMA

**DIE ALLGEMEINE
TAUGLICHKEIT**

ROMAN

Inhalt

Titelseite
Impressum

I: ES GIBT EIN INNEN UND EIN AUSSEN

Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26

Kapitel 27

II: BESUCHER MIT SURFBRETT

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

III: DIE BLUME IM KNOPFLOCH

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18

AKOS DOMA

**DIE ALLGEMEINE
TAUGLICHKEIT**

ROMAN

ROTBUCH VERLAG

Der Autor dankt dem Künstlerhaus Lauenburg, dem Künstlerdorf Schöppingen und dem Schleswig-Holsteinischen Künstlerhaus Eckernförde für die Unterstützung während der Arbeit an diesem Text.

Von Akos Doma liegt bei Rotbuch außerdem vor:
Der Müßiggänger (2001)

eISBN: 978-3-86789-534-7

2. Auflage

© 2011 by Rotbuch Verlag, Berlin

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Umschlagabbildung: Marie-Niamh Dowling

Ein Verlagsverzeichnis schicken wir Ihnen gern:

Rotbuch Verlag GmbH

Alexanderstr. 1

10178 Berlin

Tel. 01805/30 99 99

(0,14 Euro/Min., Mobil max. 0,42 Euro/Min.)

www.rotbuch.de

I WOULD PREFER NOT TO

HERMAN MELVILLE

I

ES GIBT EIN INNEN UND EIN AUSSEN

1

Ich heiße Ferdinand. Fern für Freunde. Ich bin arbeitslos, schon seit meiner Geburt. Das ist mein Freund Amir, der da, im Pelzkragenmantel.

»Hey, Amir, sag den Leuten Hallo!«

»Hallo!«

Und der Langhaarige da ist mein Freund Ludovik. Er sieht ein bisschen irre aus. Ist er auch.

»Lulatsch, sag Hallo!«

»Hallo!«

Ludovik und Amir sind auch arbeitslos. Amir ist außerdem illegal.

»Amir, erzähl doch mal was von dir!«

»Was soll ich schon groß erzählen?«

»Na, wo du herkommst und so ...«

»Ich komme aus dem Iran, aber wenn mich einer fragt, sage ich: Perser, ich sei Perser. Lieber Teppich als Terrorist. Für die Dummen. Kein Mensch weiß, dass ich in Deutschland bin, außer denen, für die ich schwarzarbeite. Und meinen Freunden. Fern ist mein Freund. Fern ist mir alles. Jetzt arbeite ich nicht mehr so oft. Es geht auch ohne. Ich male in Fußgängerzonen Bilder auf den Asphalt. Dann bleiben die Leute stehen und bewundern mich. Wenn ich erwischt werde, werde ich deponiert ...«

»Deportiert ... Das reicht, die Leute haben keine Zeit. Ludovik, erzähl du was!«

»Ich habe nichts zu erzählen. Ich heiße auch nicht Ludovik. War nur eine Schnapsidee meines Vaters. Er gab mir den Namen, und dann ist er abgehauen. Ich will keine Kinder haben, sonst würde ich auch bloß abhauen. So was ist vererblich. Ich will keinem Ding mehr einen Namen geben. In der Besserungsanstalt habe ich eine Schlosserlehre gemacht, ich bin kein Hilfsarbeiter. Schlosser bin ich auch nicht. Im Moment bin ich überhaupt nichts, schon 'ne ganze

Weile nicht. Es ist schon komisch, wie wenig dazugehört, ein Nichts zu sein ...«

»Ludovik ist ein Philosoph ... Apropos Schnaps. Igor, komm nach vorne, na komm schon, was versteckst du dich? Stell dich den Leuten vor!«

»Hallo, bin der Igor. Komme aus Nowosibirsk. Bin ein echter Russe, kein Jude, nicht deutsch ...«

»Sag doch gleich, dass du ein Säufer bist.«

»Halt's Maul!«

Igor wurde gestern entlassen. Also, das letzte Mal, als wir seine Entlassung feierten, haben wir uns derart die Hucke vollgesoffen, dass wir den Wohnzimmerteppich zum Sperrmüll bringen mussten, da war er ja auch her. Das sind, wie gesagt, meine Freunde. Wir wohnen gemeinsam in einer Hütte am Stadtrand. Eine richtige Burg ist das, nicht direkt eine Ruine, nur heillos heruntergekommen, gerade richtig für uns, für die innere Emigration. Manchmal wohnen wir auch woanders, in baufälligen Häusern, Schrebergärten, im Freien, Igor ab und zu im Knast. Wir sind keine Bettler, wenn schon, dann stehlen wir. Es geht uns gut, wir haben keine Angst vor der Zukunft, wir wissen, dass wir keine haben, nie eine hatten.

Eigentlich will ich nicht die Geschichte von meinen Freunden und mir erzählen, das wäre Zeitverschwendung, ich will vielmehr vom verrückten Albert sprechen und davon, wie er bei uns einzog und anfang, unser Leben umzukrempeln. Ich begreife nicht, warum wir uns das gefallen ließen. Er hatte das gewisse Etwas, etwas Begeisterndes, Mitreißendes, das uns sofort schachmatt setzte. Das nennt man wohl Charisma. Hitler und Gandhi und Kennedy hatten so was.

Albert erschien eines Frühlingstages, tauchte aus dem Nichts auf und quartierte sich bei uns ein. Das war in Ordnung, wir hatten oft Gäste, Tippelbrüder auf der Durchreise, unser Haus hatte einen gewissen Ruf in den einschlägigen Kreisen. Die stiefelten dann geradewegs hinein, schliefen auf dem Dachboden ihren Rausch aus oder tranken sich einen neuen an und waren am Morgen des nächsten oder übernächsten Tages wieder fort. Diese Leute können das Weiterziehen nicht lassen. Wir warfen nie jemanden raus, unter

dem Dach durfte jeder tun und lassen, was er wollte. Penner sind ohnehin schüchterne, bescheidene Leute, darum sind sie auch, was sie sind.

Auch Albert blieb einige Tage, und anfangs dachten wir uns nichts dabei, doch dann hörte er nicht auf zu bleiben. Albert, so nannte er sich, Albert Nachtigall. Das klang merkwürdig, aber für seinen Namen konnte ja keiner was. Wir wussten nicht, was er bei uns suchte, wir schöpften keinen Verdacht, warum auch, wir sind offene, tolerante Leute, wir kennen kein Misstrauen. Nie fragten wir einen, woher er kam, vor wem er auf der Flucht war und wann er wieder abzuhauen gedachte, polizeistaatliche Methoden waren nie unser Ding.

2

Unsere Burg befindet sich am nördlichen Stadtrand, hinter den letzten Läden, einem Baumarkt und Meiers Videothek. Dort, wo die Ausfahrtsstraße hinter einer Bahnunterführung in einer langgezogenen Rechtskurve das Tal verlässt, zweigt nach links ein kleines, unscheinbares Seitental ab, eine Sackgasse. Unten noch breit und asphaltiert, wird sie immer schmaler und löchriger und versandet oben in Schotter und Gestrüpp und Schutthalden. Das ist unser Ende, der Hinterausgang der Welt, da wohnen wir. Wegen des Abhangs auf der Südseite und der dumm verlaufenden Krümmung des Tals bleibt unser Haus bis auf einige Stunden am frühen Morgen, wenn ohnehin kein Aas wach ist, den ganzen Tag im Schatten, unerreicht von auch nur einem einzigen Sonnenstrahl. Der perfekte Ort zum Pilzesammeln, sonst unbrauchbar. Außer uns gibt es hier nur Scharen von Fledermäusen, die nachts das Haus und uns umflattern. Kleine Körper, nichts als Haut und Knochen, und doch nicht totzukriegen.

Von alledem haben die Einwohner der Stadt keine Ahnung, ich glaube, sie wissen gar nicht um dieses Seitental. Fahrschüler kehren unten um, und auch die Polizei patrouilliert nur bis zur Gabelung, nur ein Geisteskranker käme auf die Idee, hier oben einzubrechen. Selbst die Exhibitionisten machen einen großen Bogen um uns, ich weiß, wovon ich rede. Es gibt hier keinen Friseur, keinen Edeka-Laden, keine Straßenbelagserneuerung, rein gar nichts. Nie sieht man hier einen Anwohner unter freiem Himmel, etwa bei Gartenarbeiten. Wer hier lebt, ist arbeitslos und verkriecht sich in seiner Scham in seinen vier Wänden, er weiß, dass er »lebenslänglich« hat, dass er in diesem Leben aus diesem Tal nicht mehr herauskommen wird. Vermutlich hat man das Tal längst von den Landkarten getilgt, wegschraffiert wie militärisches Sperrgebiet oder verstrahltes Territorium. Nach dem letzten Krieg hatte man die Vertriebenen hier untergebracht, seitdem heißt das Viertel

Shanghai. Vermutlich wegen der chaotischen, ausländisch anmutenden Zustände, die hier damals herrschten. Jetzt ist alles tot.

Uns juckt das nicht. Tagsüber stromern wir durch die Gegend oder fläzen uns auf unserer Lieblingsbank am sonnenbeschienenen Marktplatz der Stadt und benoten die vorbeidefilierenden Frauen auf einer Skala von eins bis sechs. Das ist wie am Hausfrauenlaufsteg sitzen. Dort, unter den Frauen in der Sonne, geht es uns gut, die Sehnsucht nach Licht und Wärme und Frauenduft ist allen gemeinsam, selbst uns arbeitslosem Gesindel. Die meisten Passanten machen einen Bogen um uns oder senken den Blick, wenn sie vorbeigehen, um uns ja nicht zu provozieren. Als wäre es möglich, *uns* zu provozieren. Wenn, dann machen wir das schon selbst. Aber wir tun es nicht, alles, was wir verlangen, ist das bisschen Respekt, das jedem gebührt. Allein schon für die zehntausend Jahre Kultur, die wir vier gemeinsam auf dem Buckel haben, nicht jeder kann mit so was prahlen.

Manchmal rattern wir auf unseren Rädern zur Universität, um die Studentinnen zu begaffen, die wichtigtuerisch mit Ordnern unter dem Arm zu ihren Vorlesungen eilen. Als wäre die Universität nicht bloß ein gigantischer Heiratsmarkt für die Kinder der Säulen der Gesellschaft und sonstiger Schwindler. Damit man immer schön unter sich bleibt. Wir räkeln uns auf den Grünflächen zwischen den Gebäuden mit den anderen, immer locker und entspannt, halten Ausschau nach einem schüchternen Lächeln, einer weit aufgeknöpften Bluse. Ich lutsche an einer Bierflasche und mache auf jung, im Prinzip bin ich es auch, nur sieht man es mir nicht mehr an. Ich halte mich immer an Ludovik, der ist wirklich jung, in seiner Nähe wimmelt es nur so von Mädchen, er zieht sie an wie Scheiße die Schmeißfliegen. Einmal in einem Lokal trat eine wildfremde Frau, die gerade im Aufbruch begriffen war, an unseren Tisch und fragte Ludovik ganz ruhig und unverblümt, ob er nicht mitgehen, mit ihr schlafen wolle. Uns blieb die Spucke weg. Ludovik senkte verlegen den Blick. Ob sie denn nicht sehe, dass er mit Freunden da sei, stammelte er. Wir haben nie herauskriegen können, wie er das macht. Es kann nicht *nur* daran liegen, dass er wie ein Pflegefall wirkt.

Mit Frauen ist das so eine Sache. Das Gute daran, wenn du ein armer Schlucker bist, ist, dass du genau weißt, dass die Frauen, die sich mit dir einlassen, es um deinetwillen tun. Nicht um deines Geldes oder Titels willen, wie das bei all den hässlichen, alten Millionären und impotenten Intellektuellen der Fall ist. Nein, sie wollen dich, deine Haut, deinen Geruch, deine Stimme, den Glanz in deinen Augen, deine Manneskraft. Das Schlechte daran ist, es gibt keine Frauen, die sich mit dir einlassen.

Wenn uns vor lauter Stillstand der Kragen platzt, krallen wir uns einen herrenlosen Wagen und suchen das Weite. Wir nehmen nur ältere Modelle der unteren Mittelklasse, die lassen sich noch aufmachen und ziehen keine Aufmerksamkeit auf sich. Über das Ziel entscheidet der Benzinstand, Tanken ist bei Hartz IV nicht mehr drin. Und dann nichts wie weg, in den anbrechenden Tag hinein. Wenn es geht, fahren wir in den ehemaligen Osten, wo noch nicht alles abgeschleckt und ausgelutscht ist, die Straßen noch holprig sind und die Fabriken schon stillgelegt. Dort, wo der Pöbel abhaut und die Wildnis wieder zu wuchern beginnt, dort zieht es uns hin, dort gibt es Luft zum Atmen und rechtsfreie Räume. Aber irgendwann kehren wir immer ins Tal zurück, im Grunde unseres Herzens sind wir bodenständig.

Die Winter sind bitter bei uns im Tal, in der ewigen Dunkelheit, hinter vereisten Fensterscheiben. Dann wird es richtig dämmerig, wir dämmern nur so vor uns hin. Draußen kreisen die Krähen und krähen, wir liegen da und zählen mit. Der Wind bläst durch das Tal und rüttelt an den Fenstern. Mal ist es ein langgezogenes Pfeifen, mal sind es explodierende Böen, die sich immer mehr verstärken und plötzlich in sich zusammenfallen, aber manchmal werden sie nur heftiger und heftiger und flauen gar nicht mehr ab. Dann halten wir ganz still, kauern in unseren vier Wänden und warten. Warten, als gäbe es etwas zu erwarten, warten, dass es Frühling wird, dass es Sommer wird und Winter, dass auf die Wärme Kälte folgt und auf den Tag die Nacht und umgekehrt, »Warten« ist ein anderes Wort für Leben. Ein Lebensprinzip. Wozu das Eis am Hauseingang hacken, Eis schmilzt auch von selbst und fließt schön friedlich ab, ohne dass man einen Finger krumm gemacht hätte.

Was bleibt uns auch anderes übrig, als zu warten? Hat man keine Arbeit, hat man nichts. Hat man Arbeit, und sei es die erbärmlichste, lächerlichste Arbeit, wie zum Beispiel Autos zusammenschrauben oder Souvenirs verkaufen oder in einem Büro hocken, hat man etwas, das einen hält. Wir sind haltlos. Ungehalten. Es ist bitter, nicht auserwählt zu sein. Zu nichts. Zu sehen, dass es ohne einen auch gut läuft, vermutlich besser als mit einem. Also liegen wir still und picheln vor uns hin und warten, dass etwas passiert. Und siehe da, es passiert etwas. Inmitten der größten Stille erhebt sich ein fernes Gemurmel, schwillt an, und bevor man bis fünf gezählt hat, wackelt das ganze Haus, scheint alles zu zerspringen. Von meiner Matratze aus sehe ich unter dem oberen Rand des Fensters gerade noch den roten Streifen des vorbeirasenden Zuges auf dem Bahndamm gegenüber. Ein Zittern, ein kurzer Nachhall, dann gespenstische Stille. Nur die Luft brennt noch eine Weile.

Die ersten hundert Mal oder so war das noch ganz spannend, ein Hauch von Erdbeben, danach nur noch öde. Es ist unfassbar, wie schnell man abstumpft, alles zur Routine wird. Aber bei klarem Himmel spiegelt sich in den Fenstern der Züge für Sekunden die Sonne und blendet uns mit seltsamen Vorstellungen von Zusteigen und Wegfahren, hinaus in die große, weite Welt, ins tätige Leben, in die Zeitrechnung. Doch dann ist alles genauso schnell wieder weg, der Zug, die Sonne, die Blendung; was bleibt, sind die Abfälle am Hang gegenüber, in grauer Urzeit aus den Zugfenstern geworfene Bierdosen und Zigarettenschachteln und Papiertaschentücher, ein ganzer Abhang voll Müllblumen im sprießenden Unkraut. Und oben, zwischen den Schienen, wo wir manchmal nach Münzen suchen, verkrusteter Kot, eine nicht enden wollende Goldader hinuntergespülten Kots, durchsetzt von Damenbinden und Klopapier, als wollten uns die Fahrgäste unmissverständlich zum Ausdruck bringen, was sie von uns halten.

Als wüssten wir es nicht auch so.

Am schlimmsten wird es jedoch samstags, wenn die Fußballfans mit den Regionalzügen zu den Auswärtsspielen fahren. Dann regnet es Bierflaschen in unseren Vorgarten und auf unser Dach, dann

klirren die Splitter, die Scherben, die Ziegelsteine. Es scheint eine Art Spiel zu sein, als hätten es die Fans auf uns abgesehen, als hielten sie unser Anwesen für eine Müllkippe. Dann rühren wir uns nicht, bleiben in Deckung und wechseln stumme Blicke, harren aus mit Angst im Herzen und einem Lächeln auf den Lippen, wissen wir doch insgeheim, dass wir eines Tages, eines schönen Tages, wenn keiner damit rechnet, den Zug zum Entgleisen bringen werden und die ganze Welt, die uns nicht haben wollte, mit ihm.

3

Der letzte Winter, bevor Albert in unserer Küche aufkreuzte und abzuspülen begann und mit einer rostigen Spitzhacke Ludoviks Hanfbeet zerstörte und alles seinen schrecklichen Lauf nahm, war ein Winter wie alle Winter. Ich wohnte schon seit vielen Monaten in dem Haus, ich hatte längst aufgehört, sie zu zählen. Wir zahlten keine Miete, einen Eigentümer schien es nicht zu geben, auch die Behörden behelligten uns nicht, wenn sie überhaupt von uns wussten. Sie waren vermutlich froh, mit Hyänen wie uns nichts zu tun zu haben.

Die ganze Welt schien uns abgeschrieben zu haben.

Wir hätten es an ihrer Stelle auch getan.

Vielleicht ist unser Haus auch nur zu kaputt, um noch als Haus geführt zu werden. Unten gibt es einen großen, nackten Raum, den wir Wohnküche nennen. Die wenigen Gegenstände stehen umher wie Dinge, die man nach einer Wohnungsauflösung vergessen hat abzuholen. Ein Holz- und Kohleofen, auf dem wir auch kochen, eine Spüle samt defektem Boiler und ein ramponiertes Klavier, das wir nur deshalb noch nicht verheizt haben, weil uns die Äxte fehlen, um es zu zerlegen. Das Klavier ist verstimmt, wie wir alle hier im Tal. Einen Kühlschrank gibt es nicht, das ganze Haus dient uns als Kühlschrank. Essensreserven haben wir ohnehin nicht, wir essen alles immer sofort auf.

Im ersten Stock blicken drei Zimmer nach vorne, zur Straße hin, und drei nach hinten, zum Hang hin. Die drei nach hinten sind abgesperrt, in den drei vorderen hausen wir. Unter dem Dach gibt es noch das Giebelzimmer für die Penner. Dort setzen wir nie einen Fuß hinein. Ab und zu, wenn der Gestank nicht mehr zu ertragen ist, knobeln wir, und dann geht einer von uns hinauf, kehrt den Kot oder die Kotze auf und macht für ein paar Tage die Fenster auf.

Die Treppen nach oben sind derart abgeschliffen, dass sie sich eher als Rutsche eignen. Früher pflegten wir dort mit unseren

Sperrmüllschlitten hinunterzusausen, vielleicht waren wir es auch, die sie kaputt gemacht haben, die Treppen, und irgendwann waren dann auch die Schlitten hin. Unten in der Diele, gleich gegenüber der Eingangstür, steht eine Kloschüssel, die einzige im ganzen Haus, ohne jede Abschirmung. Als hätte der Architekt die Toiletten vergessen und dann schnell noch eine hingestellt, bevor er die Baustelle fluchtartig verließ. Einmal nagelte ich einen Duschvorhang in die Decke um die Schüssel herum, der Intimsphäre wegen, aber noch in derselben Nacht verfiel sich Igor im Vollrausch darin und riss ihn samt der Halterung und einem Teil des Deckenverputzes herunter. Mit Igor ist es nicht immer leicht.

Vor dem Haus und unterhalb erstreckt sich ein Streifen Grün. Er ist nicht gerade ein Park nach englischem Muster, aber wir lieben ihn. Er ist von Unkraut überwuchert, und aus dem Unkraut ragen vier zerrupfte Birken. Ludovik hat unter den Birken ein kleines Hanfbeet angelegt und zur Tarnung mit zwei Reihen Plastikblumen aus dem Gartencenter umfriedet. Seine Blumen stehen selbst bei heftigstem Nordwind gespenstisch starr und hüten das Kleinod in ihrer Mitte. Zum Glück ist niemand da, der das auffällig finden könnte.

Im Sommer ist das Leben erträglich, wir sind versorgt. Nachts streifen wir durch die Gemüsegärten der Stadt oder plündern die Erdbeerplantagen und Spargelfelder außerhalb, die Spargelsaison ist überhaupt die beste im Jahr. Wir wissen, wo die guten Kirschbäume und Zwetschgenbäume und Apfelbäume stehen, Kürbisse gibt es gratis vom Straßenrand. Wir klauen nicht in großem Stil, wir klauen nur zum täglichen Bedarf, das ist der Unterschied zwischen einem Freibeuter und einem Ausbeuter, sagt Ludovik.

Im Winter, wenn Hundekälte herrscht, rotten wir uns am Holz- und Kohleofen in unserer Küche zusammen. Dort sitzen oder liegen wir dann unter der wandgroßen Tapete mit dem Bild eines Palmenstrandes und grellen Sonnenuntergangs und träumen vor uns hin und hören das Meer rauschen. Das tut gut, Meeresrauschen besänftigt, und die Palmenblätter verdecken den Schimmel an der Wand. Eine drückende Stille lastet dann auf allem, und das Krächzen der Krähen macht die Stille nur noch tauber. Hin und

wieder schlendern eingemummte Spaziergänger vorbei, sie gehen freiwillig in die Kälte hinaus, weil es bei ihnen zu Hause kuschelig warm ist, sie suchen die Abwechslung.

Wir verkriechen uns in unseren vier Wänden, verhängen und vernageln Fenster und Tür mit Decken und Pappkartons. Dann kann es vorkommen, dass wir den Raum tagelang nicht verlassen, still ausharren und, wenn der Ofen ausgeht, nur noch von unserer Körperwärme zehren. Für den Klimawandel sind wir jedenfalls nicht verantwortlich, unser Kohlendioxidausstoß tendiert gegen null.

4

Wir wohnen alle auf einem Haufen, nur Ludovik hat ein Zimmer für sich allein. Er ist geradezu grotesk gebildet. An seine Tür hat er einen Zettel mit einem Spruch geheftet, der da lautet: *Immer suchen wir das Unbedingte und finden doch nur Dinge. Novalis*. Wir reißen den Wisch weg, weil wir den Spruch nicht verstehen, Ludovik klebt ihn wieder hin, immer wieder. Sein ewiger Pessimismus raubt uns den letzten Nerv. Jedes Mal, wenn einer von uns einen Höhenflug hat und anfängt, Zukunftspläne zu schmieden, lacht Ludovik ihn aus und erklärt ihm, dass er den Rest seines Lebens genau da, in jenem Rattenloch, in jenem miefigen Kaff absitzen und eines Tages krepieren werde, ohne je auch nur das Niveau eines schlecht bezahlten anatolischen Hilfsarbeiters erklimmen zu haben. Wir würden ein Leben lang nur den Amboss für den Hammer anderer abgeben, wir seien nichts als ein Haufen hoffnungsloser Versager, und das wüssten wir so gut wie er. Das habe aber nichts zu besagen, es gebe nämlich ein Innen und ein Außen. Äußerlich gehe uns manches ab, ein Wagen und saubere Bettwäsche und ein Heizstrahler, sicher, aber im Inneren, dort, wo bei anderen zappendustere Nacht herrsche, Angst und Kälte und Korruption, leuchte bei uns ein sonniger, ewiggrüner Hain. Und darum sollten wir dankbar sein und nicht lamentieren.

Ludovik war der Erste im Haus, er hatte es gleichsam entdeckt. Er war aus einer Besserungsanstalt ausgerissen und wollte sich bis zu seinem achtzehnten Geburtstag im Haus versteckt halten. Dann war Amir dazugestoßen, durch einen merkwürdigen Irrtum. Den ersten Winter verbrachten sie zu zweit im Haus. Amir hat uns erzählt, dass Ludovik eines Abends bei strengem Frost und eisigen Windböen hinausgegangen sei. Nur mit einem dünnen Pullover bekleidet und ohne ein Wort des Abschieds. Er habe auf ihn gewartet, aber dann sei ihm immer mulmiger geworden, und er sei ihm gefolgt, eine instinktive Ahnung habe ihm gesagt, wo Ludovik sein könnte. Von

der Hochebene sei er in Richtung der Landstraße gelaufen und dann ins nächste Tal hinabgestiegen, wo es ein Antikriegsdenkmal gibt, ein Skulpturenfeld mit Dutzenden großer Granit- und Basaltplastiken, die allesamt entstellte, verstümmelte, qualvoll sterbende Soldaten und Pferde darstellten. Dort habe er Ludovik gefunden, mitten unter dem Elend, rücklings im Schnee liegend und langsam erfrierend, aber bei klarem Bewusstsein, und hätte ihn gerettet.

Das sei das erste Mal gewesen, und er werde Ludoviks Blick, den verklärten Schimmer, die stumme Dankbarkeit in seinen Augen nie vergessen. Aus Solidarität habe er sich zu den toten und sterbenden Steinen gelegt, habe Ludovik gesagt. Um auszuprobieren, wie es ist, tot zu sein, ein Stein zu sein.

»Ich stelle ihn also auf die Füße«, erzählte Amir, »er sinkt wieder hin. Ich sehe mich panisch um, wir sind allein auf weiter Flur. Ich ziehe ihm die Schuhe aus und beginne, ihm die Füße, die Beine warm zu reiben, reibe, bis ich vor Erschöpfung nicht mehr kann. Ich zwinge ihn in meinen Mantel, wickle meinen Schal um seinen Kopf und lege seinen Arm um meine Schulter, so brechen wir auf, durch die helle, windgefeigte Nacht, zurück nach Hause. Er spricht die ganze Zeit wie im Fieberdelirium, dass es aus sei, dass er den Glauben verloren habe, dass alles nur ein Placebo sei.

›Sie lügen, dass sich die Balken biegen ... vom ewigen Leben und vom gerechten Krieg, von Freiheit und Demokratie und Menschenrechten, während sie die Welt einäschern, ihr Blut absaugen ... Alles nur Nebelkerzen, um ungestört ausbeuten und unterwerfen zu können ... So ist es doch, oder, so ist es doch?‹

›Sicher, du hast recht ... Komm, wir müssen hier lang ... Halt dich an mir fest!‹

›Sie sagen, die Würde des Menschen ist unantastbar, und meinen, die Würde des Geldes ist unantastbar.

Die Würde des Geldes ist unantastbar.

Die Würde des Geldes ist unantastbar.

Die Würde des Geldes ist unantastbar.

Die Würde des Geldes ist unantastbar.

Die Würde des Geldes ist unantastbar.

Die Würde des Geldes ist unantastbar.

Die Würde des Geldes ist unantastbar.

Die Würde des Geldes ist unantastbar.

Die Würde des Geldes ist unantastbar.

Du sollst keine fremden Götter neben ihm haben.

Das sind ihre Zehn Gebote ... Und immer sind es Männer, alte ... kinderlose ... invertierte Männer, die außerhalb der Natur stehen ... die die Natur nicht verstehen, verstehst du ...?<

›Ja, sicher, lüge ich.<

›Sie wollen ihr Unglück durch Macht und Geld und Ruhm aufwiegen, sich an der Natur rächen. Es ist eine Verschwörung, ich bin ihr auf der Spur ...<

›Los, weiter! Wir haben es nicht mehr weit ...<

Mein Gesicht schmerzt, meine Hände sind taub vor Kälte, seine Worte klingen wie hinter einer Wand gesprochen. Wir erreichen die Landstraße, alles ist wie ausgestorben. Ich will stehen bleiben, auf ein vorbeifahrendes Auto warten, aber Ludovik will sich sofort hinsetzen. Ich lasse ihn nicht los, ziehe ihn mit mir, querfeldein, über die Anhöhe, dem Gefühl nach. Er solle weitererzählen, schreie ich, und er beginnt, von seiner Schulzeit zu sprechen, wie er Klassen übersprungen, schon mit zwölf philosophische und wissenschaftliche Werke verschlungen habe, die große Karriere, die ganze Welt habe ihm offengestanden. Aber eines Nachts im Dezember, kurz nach seinem siebzehnten Geburtstag, sei er ins Rechenzentrum des Internats geschlichen und habe einen Computer nach dem anderen in den Innenhof hinausgetragen. Dort habe er sie dann im frisch gefallenem Schnee mit Benzin übergossen und angezündet, den Flammen übergeben, damit sie vernichtet würden, die Worte, die Ideen, die Informationen, all die sinnlosen Lügen, das ganze, schreckliche Unglück. Ich klopfte ihm auf die Schulter.

›Geile Idee, wär gern dabei gewesen!<

Mein Ruf hallt über die Ebene, so schleppen wir uns Schritt für Schritt dem Ziel entgegen, und ich spüre, dass er immer leichter wird, sein Schritt immer fester, das Reden tut ihm gut, Ablenkung ist alles. Als er die ersten Schreie gehört habe, sei er davongerannt. Das Feuer habe herrlich gelodert, ein echtes Johannisfeuer, und das

Knallen der explodierenden Computer sei noch von weitem zu hören gewesen. Wenn Wissen Macht sei, wolle er kein Wissen, ›Macht‹ sei nur ein anderes Wort für das Böse. Zwei Stunden später habe man ihn geschnappt. Er sei wieder ausgerissen. Als sie ihn dann aufgestöbert hätten, sei er versehentlich handgreiflich geworden. Daraufhin hätten sie ihn mit Medikamenten ruhiggestellt und in einer Besserungsanstalt untergebracht. Das Heim habe zwar anders geheißen, aber das sei es in Wahrheit gewesen, eine Besserungsanstalt. Dort habe er Schlosser lernen sollen. Ein junger Psychiater habe bei ihm ein Burnout-Syndrom diagnostiziert. Das sei exakt die Diagnose gewesen, zu der er ihn habe führen wollen, um ihm eine Freude zu machen, der sei ihm gefolgt wie ein Esel der Karotte vor seiner Nase.

›Das Einzige, was wirklich ausgebrannt war, war nämlich sein Hirn!‹

›Ich kann mir vorstellen, was das für ein Arsch war!‹

Wir lachen, soweit es unsere erstarrenden Münder erlauben, lachen um die Wette, auch das macht warm. Unter uns sehe ich schon das schwarze Loch, das nur der Schatten unseres Hauses sein kann, wir taumeln, laufen schon beinahe darauf zu, bergab geht es im Leben immer leicht. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit sei er dann ausgebüxt, diesmal richtig, sie würden ihn heute noch suchen. Nur einen Kasten voller Schlüssel und Dietriche habe er mitgenommen, zur Erinnerung an seine Zeit in der Schlosserwerkstatt. Wir fallen durch die Tür, ich schiebe sie hinter uns zu. Drinnen ist es nicht wärmer, aber vor dem Wind sind wir geschützt.

›Ich schenke dir meine Schlüssel, möchtest du sie haben?‹, fragt er plötzlich.

›Schlüssel ... was denn für Schlüssel?‹, keuche ich.

›Hast du mir denn nicht zugehört? Warte, ich zeige dir den Kasten.«

An dieser Stelle brach Amir seine Erzählung ab, sprang seinerseits auf und zauberte den Kasten hervor, den ihm Ludovik geschenkt hatte. Ich war damals neu im Haus und verstand die Begeisterung nicht, mit der er mir das Ding zeigte. Heute verstehe ich sie. Die

Wahrheit ist, dass Amir ein Kleptomane ist und ein Kasten, der so viele Türen öffnet, ihm wie der Schlüsselbund zum Paradies vorgekommen sein muss. Damals erzählte er mir auch zum ersten Mal von seiner panischen Angst, als Illegaler erwischt und abgeschoben zu werden, denn zu Hause würden ihm wegen seiner ständigen Diebstähle die Hände aboperiert, erst die eine, dann die andere, weil er das Klauen ja doch nicht lassen könne. Deswegen dürfe er niemals von der Polizei erwischt werden.

»Niemand, verstehst du?«, flüsterte er, Panik im Gesicht.

»Natürlich verstehe ich, ich bin doch nicht blöd!«

Daraufhin zeigte er mir sein Heiligtum, seine geklauten Malutensilien. Er bildet sich nämlich ein, ein Künstler zu sein, und hat im Lauf der Zeit eine regelrechte Sammlung von Pinseln, Kreiden, Kohlestiften, Aquarellfarben und Ölfarben in kleinen Tuben ergattert, es ist mir ein Rätsel, wie er das alles hat horten können. Er bewahrt seine Sammlung in einem Koffer auf, sorgfältig in Seidenpapier gerollt, und wenn er sie auspackt, um sie anzugaffen und zu befeuern, gehen ihm fast die Augen über. Wenn er genügend beisammen hat, will er sein Lebenswerk beginnen. Er werde uns noch beweisen, was er für ein Autist sei. Er meint Artist, aber er sagt *Autist*. Das ist auch so was, das uns rasend macht, seine Versprecher. Dauernd sagt er Sachen wie *traumatisierter Tee* oder *bedingungslose Kopulation*. Wir schalten dann auf Durchzug, aber wenn er so weitermacht, werden wir ihn noch mal bei den Behörden anzeigen, wegen mangelnder Integrationswilligkeit, den verdammten Migrant.

5

Weihnachten verstreicht wie immer tödlich langsam, triste, ereignislose Tage. Die Geschäfte sind zu, Amir beklagt sich, dass man nicht *einklaufen* könne. Er betont das Wort, um uns zum Lachen zu bringen, aber wir lachen nicht, erst recht nicht. Zwei Tage vor dem Fest wird er dann doch fündig. Er kommt mit einem fertig dekorierten Weihnachtsbaum die Straße hochgerannt, schon von weitem hören wir das Scheppern und Bersten der Glaskugeln. Aus einem Vorgarten, erzählt er außer Atem. Wir stellen den Baum auf einer Holzkiste im Wohnzimmer auf. Am Heiligen Abend packe ich meine alte Tonbandkassette mit Italowestern-Melodien aus, wir spielen uns das »Lied vom Tod« vor und lassen es uns bei Branntwein und Lebkuchen gutgehen. Es ist karg, aber besinnlich, Weihnachten an der Heimatfront.

Und dann ist Silvesterabend, wir begeben uns zu dritt in die Stadt. Igor bleibt zu Hause, er ist nicht mehr imstande zu gehen, an Feiertagen, wenn das Saufen offiziell wird, gibt es kein Halten mehr für ihn, da wird er vollends zum Hartsäufer. Wir sollen ihm eine Flasche *Wokda* mitbringen, lallt er, nein, zwei. Das Silvesterfeuerwerk bietet etwas Abwechslung, unterwegs nehmen wir einigen Kindern ihre Böller ab und drohen ihnen Prügel an, wenn sie nicht gleich abzögen, verdammte Wohlstandsbengel.

Um Mitternacht bricht am Marktplatz ein Höllenlärm los, wir wollen nicht zurückstehen und nehmen mit unseren Raketen die Schaufenster der Commerzbank unter Beschuss, ein Hauch von 11. September liegt in der Luft. Während noch die Domglocken bimmeln, versuche ich, ein paar angetrunkene Mädchen zu herzen und ihre Hintern zu streicheln, aber das bietet keine wirkliche Befriedigung, schöner ist es, den zischenden und explodierenden Raketen und Vulkanen und Feuerrädern zuzusehen. Ich überlege, was das ganze Spektakel eigentlich soll, ob wir das nur tun, weil irgendwelche Chinesen es vor uns getan haben, oder ob das

vielleicht ein verzweifelter Versuch ist, uns im großen, gleichgültigen Kosmos bemerkbar zu machen. Ich frage Amir, aber er erwidert nur, dass ihm das scheißegal sei, er sei kein spekulativer Geist, ich solle mir lieber beim Abfeuern unserer Raketen etwas wünschen, das würde nämlich in Erfüllung gehen, aber mir fällt nichts ein, ich bin auch so zufrieden. Ich habe zu essen, ein Dach über dem Kopf, bin frei wie ein Vogel und viel an der frischen Luft, ich habe Freunde und muss keinen Börsensturz befürchten, mir fehlt es an nichts. Und dann ist auch schon alles verglommen und das Wünschen hinfällig geworden.

Plötzlich kommt Unruhe auf, ein Feuerwerksfreund hat sich die Hände versengt, die Polente taucht auf, und wir machen uns vom Acker. Mit Polypen streiten wir nie, erstens sitzen sie in derselben Scheiße wie wir, und zweitens sind sie Stellvertreter der Macht, und die ist immer im Recht. Wir überlegen, in welcher Kneipe wir kein Hausverbot haben, aber es fällt uns keine ein, außerdem haben wir keinen Cent dabei oder sonst wo. Unter einer Arkade spricht uns ein blöder Automat an, der uns fotografieren möchte. *Berühren Sie den Bildschirm.* Wenn, dann werde ich einen Pflasterstein hineinschleudern. Vor dem Dom parken die Wohlstandsschlitten, die Bürger danken für das fette Jahr und beten für mehr.

Ich fühle mich erschöpft.

Wir schleppen uns den Berg hinauf, zwischen dem hohen Bahndamm zur Rechten und der gesichtslosen Häuserzeile zur Linken. Zeitungsfetzen wirbeln über der Fahrbahn, ab und zu knirschen Scherben unter unseren Sohlen, gut möglich, dass manches davon von uns stammt. Wir sind alle schlecht drauf und machen uns gegenseitig an, das hat nichts zu bedeuten, bei uns herrscht eben eine echte Streitkultur, keine beschissene parlamentarische Demokratie. Ab und zu erfasst uns ein Bewegungsmelder, eine Außenleuchte springt an und zeigt uns eine hässliche Eingangstür, einen schäbigen Vorgarten. Diese Sicherheitsvorrichtungen werden das Letzte sein, was von der Menschheit übrig bleibt, hat Ludovik einmal gesagt. Wenn einst alles in Schutt und Asche liegt und mannshohe Käfermutanten und ehemalige Innenminister durch verstrahlte Atombombentrichter

krabbeln, werden die Bewegungsmelder immer noch fröhlich ihren Dienst tun.

Die Tür zum Schlafzimmer im ersten Stock klemmt. Ich zwänge mich durch den Spalt. Im Zimmer riecht es nach Alkohol, noch schlimmer als sonst. Igor liegt auf meinem Bett, das Gesicht nach unten, seine Beine hängen auf den Boden herab und versperren die Tür. Ich versuche, seinen Körper nach unten zu zerren, auf seine eigene Matratze, aber er rührt sich nicht. Mir fällt ein, dass sich hundertzwanzig Kilo eher rollen als ziehen lassen, das wussten schon die Ägypter beim Pyramidenbau. Ich klettere auf das Bett, bohre meine Hände unter Igors Körper und rolle ihn mit einem einzigen Ruck vom Bett. Sein Kopf macht *rums!*, er stöhnt tief, aber er erwacht nicht. So, wie es im Zimmer riecht, wird er zwei, drei Tage nicht erwachen.

Ich werfe ein Plaid über ihn und krieche unter meine Decke. Ich habe keine Lust, am nächsten Tag neben einer Mumie aufzuwachen. Er liegt auf dem Rücken, die Arme seitlich am Körper, fehlt nur noch der Sargdeckel. Ich stelle mir vor, wie er auf irgendeinem Dorffriedhof in der Taiga in seinem Sarg liegt und alles ringsum, Luft und Erde und Vegetation, wochenlang nach Alkohol riecht. Seine Hände sind wahrhaftige Pranken; selbst wenn sie nicht geballt sind, sehen sie wie Fäuste aus. Sein Gesicht dagegen ist fast schön, ein bisschen aufgedunsen, aber sehr friedlich, wie das Gesicht eines kleinen Kindes, dem ich einmal beim Schlafen zugesehen habe. Stundenlang saß ich damals an seinem Bett und fand, dass es auf Erden keinen schöneren Anblick als den eines schlafenden Kindes gab. Höchstens den eines schlafenden Tieres. Man kann nicht Kinder lieben und Tiere nicht, zwischen beiden besteht nicht der geringste Unterschied, außer dass aus Kindern Menschen werden, Tiere hingegen ewig Kinder bleiben. Es war übrigens das Gesicht meiner Tochter, als ich noch eine hatte.

Dann beuge ich mich doch zu ihm hinunter und ziehe sein T-Shirt hoch, als guter Sibirier läuft er ja auch im tiefsten Winter in kurzärmligen T-Shirts herum. Da ist sie, seine unheimliche Narbe, quer über dem Bauch, von einer Seite zur anderen. Ein Splitter habe ihn in Tschetschenien gestreift und fast zweigeteilt, er sei damals

neunzehn gewesen. Damals sei er Alkoholiker geworden, um seinen Schmerz zu betäuben, behauptet er, aber ich wette, dass er es schon vorher war. Damals sei er auch gertenschlank gewesen, nicht so wie jetzt, ein fabelhafter Tänzer, der Schwarm aller Mädchen in der Stadt, sagt er, und wenn ich das höre, muss ich an den Abend denken, an dem wir ihn zum ersten Mal trafen.